

Unterhaltungs-Blatt.

Erscheint wöchentlich einmal als unentgeltliche Beilage der „Ostdeutschen Presse“ und deren Separatabdrücken.



Verlag und Notationsdruck der Gruenauerschen Buchdruckerei Otto Grunwald. Verantwortl. Redakteur J. Singer, Bromberg.

Bromberg, Donnerstag, den 13. Februar 1902.

(Nachdruck verboten.)

Schwer gebüßt.

Nach dem Englischen. Roman von Clara Rheinau.

(Fortsetzung.)

Bestürzt blickte Ellen zu ihm auf, als er sie förmlich in den Hausflur hineindrängte. Er befand sich in unbefreiblicher Erregung; jeder Blutstropfen war aus dem Antlitz gewichen, er schien sich Ellen gegenüber in diesem Augenblicke die Autorität eines Vaters anzumäßen. Die junge Dame beugte sich unbewußt seiner Macht, kein Gedanke an Widerspruch fuhr ihr durch den Sinn, Sie eilte in seine Wohnung hinauf, ohne zu bedenken, daß dies nicht passend für sie sei. Das ganze Haus war wie ausgestorben.

Nach einem kurzen, heftigen Wortwechsel ging der Advokat von dannen. Walter aber sprang in drei Sätzen die Treppe hinauf. „Wollen Sie mir vergeben, Ellen? Ich konnte nicht anders handeln.“

Das Seltsame dieses Vorfalls, ihre bangen Zweifel und Vermuthungen hatten Ellen alle Fassung geraubt. Sie brach in Thränen aus. Und nun verlor Walter alle Besonnenheit. In der Erregung des Augenblicks ließ er sich von seinen lange beherrschten Gefühlen hinreißen und sprach Worte, die er bisher erfolgreich zurückgedrängt. „Mein Liebling“, flüsterte er, ihre Hand ergreifend, „hätte ich Sie doch vor dieser Begegnung schützen können! Ellen, Sie wissen — Sie müssen es längst errathen haben — daß Ihr Glück, Ihr Wohl- ergehen mir vor allem am Herzen liegt. Ich wollte Ihnen dies jetzt noch nicht aussprechen; das Geständniß wurde mir entrissen; verzeihen Sie, daß es jetzt und hier geschehen ist.“

Sie entzog ihm sanft die Hand, und er versuchte nicht, sie zurückzuhalten. „Aber dieses Geheimniß?“ flüsterte sie ausweichend, mit niedergeschlagenen Augen. „War dieser Mann nicht Herr Gwinn von Ketterford?“ — Walter bejahte.

„Der Bruder jener Dame, die Papa soviel Aufregung zu bereiten schien. Ach, ich war noch ein Kind zu jener Zeit, aber ich bemerkte es dennoch. Walter, ich fürchte, dahinter birgt sich ein schreckliches Geheimniß. Was ist es? Er kommt von Zeit zu Zeit in unser Haus, bleibt eine Weile mit Papa eingeschlossen, und wenn er geht, ist mein armer Papa noch viel elender als sonst.“

„O, in geschäftlichen Angelegenheiten hat man häufig mit lästigen Leuten zu verkehren,“ versetzte Walter in erzwungen leichtem Tone und fügte dann etwas hastig bei: „Ich habe Sie in das Haus gedrängt, weil ich den Menschen von früher kenne. Seine berbe Sprache ist nicht für das Ohr einer jungen Dame geeignet. Darum wünschte ich Sie zu entfernen. Ellen,“ flüsterte er voll inniger Zärtlichkeit, „dies ist weder die Zeit, noch der Ort zu sprechen, aber eines muß ich sagen: Ich werde um Ihre Hand, um Ihre Liebe werben.“

Ellen erwiderte nichts. Ueber und über erglühend eilte sie die Treppe hinunter, gefolgt von Walter, der sie, ohne ein weiteres Wort zu reden, bis an die Thüre ihres elterlichen Hauses geleitete.

Als er wieder zu ruhiger Ueberlegung kam, machte er sich bittere Selbstvorwürfe über das Geschehene. Noch hatte er, wenigstens in den Augen der Welt, die Stellung nicht errungen, die ihm das Recht gab, nach Ellen Turners Hand zu streben, und er bereute es, so voreilig gesprochen zu haben. Jetzt gab es nur einen Weg für ihn: er mußte Ellens Mutter die ganze Wahrheit gestehen.

Am gleichen Abend zur Dämmerstunde befand er sich allein bei Frau Turner. Ihr Gatte war noch nicht zurückgekehrt und Ellen war aus dem Zimmer entflohen, als sie Walters wohl- bekanntes Klopfen vernahm. Walter begann etwas verzagt mit seinem Schuldbekennniß, allein die sanfte Güte, mit welcher die Dame ihm zuhörte, ermutigte ihn, in feurigen Worten von seiner Liebe zu sprechen. „Es ist seit Jahren meine sehnlichste Hoffnung,“ gestand er, die zarte Hand der Kranken in der seinen haltend. „Theuerste Frau Turner, glauben Sie, daß Ellens Vater mir eines Tages sein Kleinod anvertrauen würde?“

„Aber Walter —“

„Noch nicht; jetzt bitte ich noch nicht um sie,“ fuhr er un- gestüm fort, einem etwaigen Einwande Frau Turners zuvor- kommend; „erst, wenn ich ihr ein passendes Heim zu bieten haben werde. Jene zweitausend Pfund, die Frau Gardner mir hinter- lassen, in Verbindung mit meinen Ersparnissen, werden es mir ermöglichen, meinen Weg in der Welt zu machen.“

„Dessen bin ich sicher, lieber Walter,“ versetzte Frau Turner im Tone vollster Zuversicht. „Selbst als Sie sozusagen mittellos waren, hörte ich meinen Gatten häufig aussprechen, daß ein Talent, eine Thatkraft, wie die Ihrigen, sich unbedingt Bahn brechen müßten. Jetzt, im Besitze eines kleinen Vermögens, ist der Erfolg Ihnen sicher. Aber — ich fürchte, Sie können Ellen nicht gewinnen.“

Wie ein Donnerschlag trafen diese Worte den Liebenden. Auf Frau Turners Zustimmung hatte er fest gerechnet, wenn ihm auch die ihres Gatten nicht sicher erschienen. „Was haben Sie gegen mich?“ fragte er niedergeschlagen. „Ich entstamme einer guten Familie.“

„O, Walter, mißverstehen Sie mich nicht. Ich habe längst gesehen, wie es kommen würde, und ich kenne niemand, dem ich meines Kindes Glück so ruhig anvertrauen würde, als Ihnen.“

„Aber wo liegt denn der Zweifel — das Hinderniß?“

„Vor nicht langer Zeit deutete ich bei meinem Gatten die Möglichkeit einer Verbindung zwischen Ihnen und unserer Tochter an. Er wollte mich nicht zu Ende hören; er ließ mich gar nicht ausreden. Es sei ganz unmöglich, daß Sie Ellen je heimführen;

könnten, sagte er; auch halte er es nicht für wahrscheinlich, daß dieser Wunsch bei Ihnen bestehe.“

„Aber er besteht dennoch; die Liebe ist in unseren Herzen erwacht,“ rief Walter aufgeregt. „Beste Frau Turner —“

„Still, still, Walter! Beruhigen Sie sich. Ich bin überzeugt, mein Gatte muß aus besonderen Gründen diese Verbindung nicht billigen. Ich sah, daß er diese geheim zu halten wünschte, und forschte nicht darnach. Sie müssen Ellen zu vergessen suchen.“

Draußen in der Halle wurden Stimmen laut, und Walter trat hinaus, um zu sehen, was es gebe. Da stand Gwinn von Ketterford und verlangte gebieterisch eine Unterredung mit Herrn Turner. Nicht ohne Mühe gelang es Walter, den Zubringlichen zu überzeugen, daß sein Prinzipal thatsächlich nicht zu Hause sei. Murrend entfernte sich der Advokat mit dem Versprechen, am nächsten Tage in aller Frühe wiederzukommen.

Dieser leidige Zwischenfall hatte die vertraulichen Eröffnungen zwischen Walter und Frau Turner kurz, abgebrochen. Traurig und niedergedrückt, aber fest entschlossen, früher oder später das ersehnte Ziel zu erreichen, kehrte er nach Hause zurück.

12. Kapitel.

Wochen waren vergangen. Schon kündeten kalte Regenschauer, heftige Stürme den herannahenden Winter an, aber noch immer feierten die Bauarbeiter. In den meisten Familien herrschte großes Glend, und ein Stück nach dem andern wanderte zum Pfandleiher. Allein die Leute beharrten hartnäckig auf ihrem Willen und bestanden darauf, nur unter selbstgemachten Bedingungen die Arbeit wieder aufzunehmen. Bei Herrn Turner stockten demzufolge die Geschäfte, Herr Heinrich dagegen befand sich in besserer Lage. Energisch wie er war und entschlossen, nicht unter anderer Thorheiten zu leiden, hatte er sich nach verschiedenen Landorten begeben und dort eine größere Anzahl Arbeiter angeworben.

Eines Tages war Herr Turner wegen Unwohlseins nicht im Geschäfte erschienen, und wie gewöhnlich in solchen Fällen suchte Walter ihn des Abends in seiner Wohnung auf. Er traf Ellen allein im Zimmer, sichtlich in sehr trüber Stimmung, obgleich sie diese unter heiteren Worten zu verbergen suchte. „Haben Sie Kummer, Ellen?“ fragte er in ernstem, theilnahmvollem Tone. „Lassen Sie mich ihn theilen, welcher Art er auch sei.“

„Es ist nichts Besonderes,“ versetzte Ellen, mit Mühe ihre Thränen zurückdrängend; „ich bin nur heute Abend in solch gedrückter Stimmung. Ich suche mich zwar tapfer aufrecht zu halten, aber es sieht auch gar zu traurig bei uns aus. Mama wird täglich schwächer; ich kann mich dieser Wahrnehmung nicht verschließen. — Mit Papa —“ ein unterdrücktes Schluchzen erstickte ihre Worte. Walter wandte sich ab; er fürchtete, mit Ellen über ihren Vater sprechen zu müssen. Allein diesmal ließ sie sich nicht irre machen. „Walter, ich kann es nicht länger ertragen,“ begann sie wieder, und ihr ganzes Wesen drückte eine unbestimmte Angst aus. „Was ist es, das Papa so furchtbar zu quälen scheint? Ich fühle es, ein Unglück schwebt über unserem Hause.“

„Ich wollte, ich könnte Sie davor bewahren“, entfuhr es Walters Lippen. Dann fuhr er bedächtiger fort: „Ich kann Ihnen keine Aufklärung geben, Ellen. Herr Turner hat viele Geschäftsjorgen, die ihn quälen.“

„Walter, ist es freundlich von Ihnen, mich damit abspesen zu wollen? Jede Gewißheit kann ich leichter ertragen, als diese Ungewißheit. Ich gräme mich so um Papa. Wie krank und verfallen er aussieht! Und dennoch hat er kein körperliches Leiden. Nacht für Nacht durchwandert er die Zimmer, kein Schlaf kommt in seine Augen.“

„Woher wissen Sie dies, Ellen?“

„Weil ich es höre. Mein Zimmer ist in der Nähe des seinigen, und wenn ich dann in der stillen Nacht Stunde um Stunde seine Schritte hallen höre, so gerathe ich in die furchtbarste Aufregung. Manchmal denke ich, wenn ich nur die Ursache, die Natur

seines Kummers kannte, so könnte ich diesen lindern — vielleicht aus dem Wege schaffen helfen. Ich weiß, daß die Geschäfte nichts damit zu thun haben, und auch Sie wissen es, Walter. Wollen Sie mir nicht sagen, was es ist?“

„Ellen, Sie können keinen Grund für diese Annahme haben. Woraus schließen Sie auf meine Mitwisserschaft?“

„Aus verschiedenen Zeichen. Ich lese es aus Ihren Zügen, ich war dessen beinahe sicher, ehe Sie mich an jenem Tage hastig zu entfernen suchten, damit ich nicht höre, was Advokat Gwinn auf der Zunge hatte; jetzt bin ich meiner Sache ganz sicher. Jener Mann steht mit dem Unheil in Beziehungen; ich war im Begriff, darüber zu reden. Ueberdies stehen Sie seit Jahren mit Papa auf vertrautem Fuße.“

„Nur, was Geschäftsangelegenheiten betrifft. Meine liebe Ellen, ich muß Sie bitten, jetzt und immer von diesem Thema abzustehen. Ihr Vater hat mir nichts von seinem Geheimniß mitgetheilt, und meine Vermuthungen darüber möchte ich nicht aussprechen.“

„Sagen Sie mir nur eines: Könnte ich in irgend einer Weise von Nutzen sein?“

„O Ellen!“ rief Walter unwillkürlich, aufs peinlichste berührt. „Der einzige Dienst, den Sie Ihrem Vater leisten können, ist, keine Notiz davon zu nehmen. Denken Sie gar nicht daran, wenn Sie es vermögen; sprechen Sie bei Ihrer Mutter nie darüber.“

„Dies thue ich nie. Aber, Walter,“ flehte sie von neuem, „die Ungewißheit martert mich wahrhaft. Sagen Sie mir nur, welcher Art Pappas Sorgen sind. Weiter will ich Sie nie drängen.“

Walter sann rasch nach, wie er sie zufrieden stellen könne.

„Es ist eine Schuld, Ellen; eine Schuld, die Ihr Vater vor vielen Jahren machte, aber für bezahlt hielt. Jener Gwinn von Ketterford brachte aber Beweise bei, daß dem nicht so sei, und sucht nun stets größere Zahlungen zu erpressen. Das ist alles, was ich Ihnen sagen kann, aber auch dieses wenige bitte ich Sie, geheim zu halten.“

Ellen hatte ihm aufmerksam zugehört. „Ich werde nie darüber sprechen,“ sagte sie. „Jetzt begreife ich ein wenig. Papa fürchtet, er werde mir kein Vermögen hinterlassen können. O, wenn er nur wüßte —“

Der Eintritt ihrer Mutter unterbrach sie. Frau Turner kam, um Ellen zu sagen, daß ihr Vater nach ihr gerufen; Walters theilnehmende Frage nach ihrem Befinden beantwortete sie mit einem schweren Seufzer. „Für mich giebt es kein „Besser“ mehr auf dieser Welt, Walter. Könnte ich nur leichteren Herzens scheiden! O, ich würde die kurze Lebenszeit, die mir noch beschieden, mit Freuden dahingeben, um den schrecklichen Kummer zu kennen, der meinen Gatten aufreibt.“

Walter schwieg. Hatten die beiden Damen ein Komplott geschmiedet, ihn in die Enge zu treiben?

„Seit Jahren schwebt ein düsterer Schatten über unserem Hause. In den letzten Wochen scheint die Wolke sich zu verdichten; ich fühle mich aufs höchste beunruhigt. Walter, Sie besitzen kein Vertrauen; vielleicht können Sie mir einige Aufklärung geben?“

Walter befand sich in der peinlichsten Lage. Frau Turner gegenüber konnte er nicht so leicht über die Sache weggehen, er zermartete sein Hirn um eine passende Antwort. „Sie irren, liebe Frau Turner,“ begann er; „Herr Turner hat mich in dieser Sache nicht ins Vertrauen gezogen, er war im Gegentheil besonders zurückhaltend gegen mich. Natürlich kann ich in etwas errathen, was ihn quält — es sind Geldsorgen. Die Zeiten sind schlecht, und die andauernde Geschäftsstockung macht sich sehr fühlbar.“

Frau Turner schien theilweise beruhigt. Sie sprach noch einige Worte über Unvernunft der Arbeiter, so eigensinnig auf ihrem Willen zu beharren, und fügte dann bei: „Herr Turner wird sogleich erscheinen. Er ist heute noch nicht herabgekommen, aber Sie haben wohl Wichtiges mit ihm zu besprechen.“

Walter wünschte im stillen, Frau Turner würde sich entfernen und ihn mit seinem Prinzipal allein lassen. Dessen Lage wurde mit jedem Tage bedenklicher. Die angefangenen Bauten konnten nicht vollendet werden, das bare Geld verringerte sich zusehends. Letzteres Uebel brachte Walter mit Gewinn von Ketterford in die engste Verbindung. Wenn hundert oder gar zweihundert Pfund geheimnißvoll verausgabt wurden, ohne daß Walter von der Bestimmung des Geldes erfuhr, so zog er seine eigenen Schlüsse. Um jeden Preis wünschte er aber, der schwerkranken Dame einen Einblick in diesen traurigen Stand der Dinge zu ersparen, und er hätte es gerne gesehen, wenn ihm eine Unterredung unter vier Augen mit Herrn Turner ermöglicht gewesen wäre.

Allein da trat er schon ein, auf seine Tochter gestützt, nicht wie ein Mann in den besten Jahren, sondern wie ein altersschwacher Greis aussehend. Walter sprach eine kleine Weile über Geschäftliches mit ihm und theilte ihm zum Schluß mit, daß Forster am Morgen um Aufnahme gebeten habe.

„Also ist er endlich zur Vernunft gekommen?“ rief Herr Turner. „Hat er den Vertrag unterzeichnet?“

„Gewiß, Sie wünschten dies ja, Herr, ehe die Leute Arbeit bekämen. Seine Kameraden sind sehr erbittert auf ihn, ohne Zweifel durch den Verein aufgereizt. Als Forster um Mittag den Hof verließ, hatten sich ein paar Hundert Leute davor angesammelt —“

„Auf dem Pechwinkel?“ unterbrach ihn Herr Turner.

„Ja, hauptsächlich unsere früheren Arbeiter und eine kleine Anzahl von denen Herrn Heinrichs. Sie empfingen Forster mit lautem Heulen, Rischen, Pfeifen — es war abscheulich anzuhören. Ich lief hinaus und glaube sicher, nur meine Anwesenheit schützte den Mann vor Thätlichkeiten.“

„Merken Sie sich, Hill! Ich werde meine Arbeiter bis an die Grenze des Gesetzes schützen. Wage es einer der Unzufriedenen, nur einen Finger an sie zu legen, er soll seiner Strafe nicht entgehen!“ rief Herr Turner, die Faust ballend.

„Dies habe ich ihnen gesagt, Herr; ich stellte ihnen vor, daß ihr Vorgehen strafbar sei. Ihre Drohungen gegen Forster waren gräßlich anzuhören. Wäre Polizei zur Hand gewesen, so hätte ich einige in Haft nehmen lassen. Die anwesenden Weiber tobten wie Besessene. Ich fürchte, Herr, es wird nicht ohne Blutbergießen abgehen.“

„Wie endigte die Sache?“ fragte Herr Turner mit finster gerunzelter Stirn.

„Ich bahnte einen Durchgang für Forster, und die Menge begleitete ihn brüllend und heulend. „Ich glaube, sie möchten mich am liebsten umbringen, Herr,“ sagte er zu mir; „aber ich glaube, recht gehandelt zu haben, daß ich zur Arbeit zurückkehrte. Ich kann meine Familie nicht Hungers sterben lassen. Heute nachmittag war alles ruhig; Duale sagte mir, die Leute hielten eine Versammlung ab.“

Ellen saß mit verschlungenen Händen und erglühenden Wangen. „Wenn sie ihn — wenn sie Forster überfallen — und ihm ein Leid antun würden!“ hauchte sie.

„Dann würde das Gesetz die Schuldigen zu treffen wissen,“ sprach Herr Turner streng.

„O, Gilbert!“ rief seine Gemalin mit bebender Stimme; „liebe sich dem Unheil denn nicht vorbeugen? Walter, wollen Sie nicht die Polizei aufmerksam machen, daß die Leute überwacht werden?“

„Ich habe es bereits gethan, Frau Turner,“ entgegnete Walter. Als Herr Turner ihm später bis zur Thüre das Geleite gab, flüsterte er ihm zu: „Lamb besteht auf seiner Forderung, Herr. Er will den Wechsel nicht prolongiren.“

Herr Turner rang halb verzweifelt die Hände. „O, diese jammervollen Zustände! Es bedeutet Ruin — sicheren Ruin für meine Frau, für Ellen!“

„Herr Turner,“ rief Walter, in der heftigen Erregung des Augenblicks sprechend, „warum wollen Sie mir nicht die Hoffnung geben, Ellen zu gewinnen? Ich will ihr ein glückliches Heim bereiten —“

„Still! still!“ unterbrach ihn der andere streng. „Ich habe Ihnen gesagt, daß Ellen nie die Ihrige werden kann. Schlagen Sie sich alle derartigen Gedanken ein für alle mal aus dem Sinn, sonst müßte ich Sie bitten, Ihre Besuche hier zu beschränken.“

Mit einem schweren Seufzer schritt Walter von dannen.

13. Kapitel.

Der Winter war mit voller Macht ins Land gezogen. Hoher Schnee bedeckte den hartgefrorenen Boden und die bittere Kälte vermehrte noch das Elend in den zahlreichen Arbeiterfamilien, deren Ernährer sich hartnäckig jeder Arbeit fernhielten. Auch in dem stattlichen Hause Herrn Turners herrschte große Betrübnis, wenn auch anderer Art — seine Herrin lag im Sterben. Das schwach glimmende Lebensfünkchen war endlich dem Erlöschen nahe.

Blas, vergrämt und sorgenvoll stand Herr Turner mit seinem Bruder in dem behaglich durchwärmten Wohngemach. Herr Heinrich war gekommen, um sich nach dem Befinden seiner Schwägerin zu erkundigen, aber trotz aller häuslichen Sorgen wandte sich das Gespräch unmerklich dem Geschäftlichen zu. „Ich werde nicht nachgeben,“ erklärte Herr Heinrich, „obchon die Stockung mir furchtbare Verluste verursacht. Viel länger würde ich es allerdings kaum aushalten können; und Du, Gilbert?“

Herr Turner vermied eine direkte Antwort auf jene Frage. Seit jenem Tage, da die Firma sich getrennt, sprach er nie über seine Vermögensverhältnisse mit seinem Bruder. Möglicherweise fürchtete er, jenes andere verfängliche Thema, das geheimnißvolle Weggeben der fünftausend Pfund, könne dadurch wieder zur Sprache kommen. „Ich für meinen Theil fühle mich noch nicht so überzeugt, daß der Streit seinem Ende nahe ist,“ bemerkte er ausweichend.

„Ich habe aus sicherer Quelle die Nachricht, daß Pollocks Arbeiter wieder anfangen wollen zu arbeiten. Wenn nichts die Leute zur Vernunft gebracht hat, so mußte es dieses eifige Wetter thun,“ sagte Heinrich.

„Aber welches entsetzliche Elend haben sie über ihre Familien gebracht! Hast Du schon gehört, daß sie Forster gestern abend aufgelauret und gestochen haben? Man weiß nicht, ob er mit dem Leben davontommen wird.“

„Furchtbare Verblendung! Der Vermste, wie er mich dauert! Und jetzt, wo sie arbeiten wollen, mögen sie sehen, wo sie alle wieder Aufnahme finden. Thretwegen werden wir die fremden Arbeiter nicht entlassen. Gilbert, heute morgen sah ich auch Dein Verhängniß, wie ich den Mann nenne.“

Herr Turner wechselte die Farbe. Er wußte nur zu wohl, daß diese Anspielung sich auf Gewinn von Ketterford beziehe, denn sein Bruder hatte mehrmals während der letzten Jahre von dessen Zubringlichkeit ganz zufällig Kenntniß erhalten. Taktvoll jedoch hatte Herr Heinrich stets alles Forschen und Fragen vermieden, wohl bemerkend, wie peinlich jene Besuche seinem Bruder waren. „Ich begegnete ihm in der Nähe Deines Hofes,“ fuhr er fort. „Vielleicht wollte er Dich auffuchen.“

Einen Augenblick später tönte der dumpfe Laut des umhüllten Thürklopfers durch das stille Haus, und Herr Turner fuhr zusammen, wie von einer Kugel getroffen. Zu einer ruhigeren Zeit hätte er wohl mehr Selbstbeherrschung gehabt; heute aber ließ ihn die plötzliche Ankündigung von der Anwesenheit jenes Mannes in London bis ins Innerste erbeben. Daß Gewinn und kein anderer der um Einlaß Bittende sei, war für seine erschütterten Nerven unumstößliche Gewißheit. „Ich kann ihn nicht sehen! Ich kann ihn nicht sehen!“ rief er in höchster Aufregung, bis auf die Lippen erbleichend und fast unbewußt von der Thür sich zurückziehend.

Heinrich trat auf ihn zu und ergriff seine Hand. „Gilbert, leider besteht seit Jahren über diesen Punkt eine gewisse Entfremdung zwischen uns. Wie früher schon, so bitte ich Dich auch heute: vertraue mir, laß mich Dir helfen. Welcher Art das furchtbare Geheimniß auch sein mag, Du wirst einen treuen Bruder an mir finden.“

„O, still! still!“ keuchte Herr Turner, in namenlosem Schrecken bei Seite tretend. „Furchtbares Geheimniß! Wer sagt dies? Es giebt kein furchtbares Geheimniß! O, Heinrich, still! still! Der Mann kommt herein! Du mußt uns verlassen.“

Aber nicht der gefürchtete Gwinn, sondern Walter Hill erschien auf der Schwelle. Schwer athmend sank Herr Turner auf einen Sitz nieder; der plötzliche Uebergang von entsetzlicher Furcht zu großer Erleichterung brachte ihn einer Ohnmacht nahe. An Geist und Körper gebrochen, bedurfte es nur einer Kleinigkeit, um ihn in diesen bedauernswerthen Zustand zu versetzen.

„Sie sind krank, Herr!“ rief Walter, sich ihm theilnahmsvoll nähernd.

„Nein — nein — ich bin nicht krank. Ein momentaner Krampf; das ist alles. Ich leide öfters daran.“

Mergerlich über diese Störung wandte Herr Heinrich sich zum Gehen. „Ich werde später noch einmal vorsprechen, um zu hören, wie es Luisa geht,“ sagte er, schon unter der Thüre.

Seine Entfernung schien eine wirkliche Erleichterung für Herrn Turner. Mit mühsam erzwungener Ruhe fragte er Walter, wer von Fremden heute auf dem Bureau gewesen. Walter nannte mehrere Namen, zuletzt auch Gwinn von Nettersford. „Dieser kam zweimal,“ fügte er mit angenommener Gleichgiltigkeit bei.

(Fortsetzung folgt).

(Nachdruck verboten.)

J. J. A. Urich, der Eisenkopf von Straßburg.

Von Fedor von Köppen.

Am 15. Februar feiert man in Frankreich den hundertsten Geburtstag eines wackeren Kriegsmannes, dem die Franzosen einzig zum schweren Vorwurf machen, was wir Deutsche ihm nachrühmen: daß er von elsassischem Blute, d. i. deutsch von Charakter und Gesinnung war. Jean Joseph Alexis Urich, in dem die Deutschen 1870 vor den Wällen der alten deutschen Reichsstadt Straßburg einen ihrer besten Landsleute im französischen Heere zu bekämpfen hatten, wurde am 15. Februar 1802 in einer alten Soldatenfamilie zu Pfalzburg geboren. Er erhielt auf der Militärschule zu St. Cyr seine militärische Vorbildung, trat 1820 als Unterleutnant in das 3. leichte Infanterieregiment, nahm 1823 — 1827 an der französischen Invasion in Spanien theil, ging 1834 als Kapitänleutnant nach Algier, wurde 1848 zum Obersten und Kommandeur des 3. leichten Infanterieregiments, 1852 zum Brigadegeneral befördert und an die Spitze der 2. Infanteriebrigade, der Kaisergarde, berufen. Mit dieser traf er (am 21. Januar 1855) vor Sebastopol ein. Hier fand (18. Juni) der erste große Sturm der Franzosen auf den Malakowthurm statt. Derselbe wurde abgeschlagen. Die Regimenter der Divisionen Brucet und Mah flohen, da warf sich Urich mit 4 Bataillonen der kaiserlichen Garde den verfolgenden Russen entgegen, hinderte ihr weiteres Vordringen und machte so wenigstens einen geordneten Rückzug der Franzosen möglich. Zur Anerkennung seines entschlossenen und kühnen Eingreifens in den Kampf wurde Urich zum Divisionsgeneral ernannt. In dem italienischen Kriege 1859 führte er die 4. Division, welche dem 5. Korps zugetheilt war. Im Jahre 1867 trat der verdiente, mit dem Groß-Offizierskreuz der Ehrenlegion geschmückte General in die Cadres der Reserve, was soviel heißt, als bei deutschen höheren Offizieren: „er wurde

zur Disposition gestellt“. Bei dem Ausbruch des deutsch-französischen Krieges 1870 trat jedoch Urich in Aktivität zurück und erhielt auf seinen Wunsch das Kommando der 6. Militär-Division zu Straßburg. Hier entfaltete Urich bei Vertheidigung der wichtigsten französischen Festung jene rühmliche Energie und Fähigkeit, welche auch von seinen deutschen Gegnern anerkannt wurde und ihm den ehrenvollen Zunamen des „Eisenkopfes von Straßburg“ verschaffte.

Sogleich nach der ersten Schlacht des deutsch-französischen Krieges, der Schlacht bei Wörth (6. August 1870), war deutscherseits von der dritten Armee die badische Division unter dem General von Beyer zur vorläufigen Einschließung von Straßburg entsendet worden, das nicht allein als Schlüssel des Elsaß und als Ausfallthor der Franzosen in ihren früheren Kriegen gegen Deutschland eine militärische Bedeutung, sondern auch als alte deutsche Reichsstadt durch seine Geschichte und seine Erinnerungen für das deutsche Nationalgefühl ein besonderes Interesse hat. Die Erinnerungen an die reichstädtische Herrlichkeit der alten Münsterstadt waren mit den in Deutschland jetzt lebendig wiedererwachten Erinnerungen an die alte Macht und Größe des Reiches eng verknüpft. Jetzt, da die einmüthige Erhebung Deutschlands und die Großthaten der deutschen Heere unter Führung des mächtigsten deutschen Königs die Hoffnung auf eine Wiederaufrichtung des Reiches in neuen Formen unter dem Kaisertum der Hohenzollern im deutschen Volke geweckt hatten, jetzt regte sich im deutschen Herzen auch der Wunsch, daß der erste Hohenzollern-Kaiser die in einer Zeit der Zwietracht und Spaltung dem Reiche entrissenen Gebiete, das Elsaß mit der alten Reichsstadt Straßburg, den Raub Ludwigs XIV., dem geeinigten Reiche als Morgengabe wieder zubringen möchte, und König Wilhelm hatte bereits durch seinen Kanzler, den Grafen Bismarck, Straßburg als eine derjenigen Bürgschaften bezeichnen lassen, welche Deutschland von Frankreich gegen die Wiederholung eines Friedensbruches, wie es soeben geschehen war, forderte. Frankreich aber betrachtete die Behauptung dieses alten Raubes seiner Könige jetzt als eine Forderung seines militärischen Stolzes und Ruhmes, und so wurde der Kampf um Straßburg eine der wichtigsten und interessantesten Episoden des deutsch-französischen Krieges von 1870. Die Entscheidung dieses großen Kampfes war hauptsächlich abhängig von dem militärischen Geschick und den Charaktereigenschaften der beiden Männer, welche die Vertheidigung und den Angriff der Feste Straßburg leiteten.

Wir haben Urich als einen der besten Deutschen in der französischen Armee bezeichnet. Er hatte seine elsassische Heimat zwar nur während ihrer Zugehörigkeit zu Frankreich gekannt, aber er hatte die kriegerischen Eigenschaften seiner deutschen Vorfahren geerbt. Deutsch war das Pflichtgefühl, mit welchem er bei dem ersten Erscheinen der deutschen Truppen vor den Mauern der Stadt der Bürgerschaft erklärte, er werde Stadt und Festung so lange vertheidigen, als ein Soldat, ein Laib Kommissbrot und eine Patrone noch übrig seien, deutsch war die Ausdauer, mit welcher er trotz aller sich geltend machenden widrigen Einflüsse an dieser Erklärung bis zum Ende der Belagerung festhielt, deutsch der Muth und die Tapferkeit, mit welcher er auf den Wällen von Straßburg seinen Untergebenen voranleuchtete, deutsch endlich — und wir rechnen dies dem wackeren Krieger als besonderes Verdienst an — war die Menschlichkeit, mit welcher er die Schrecken des Krieges für die Einwohner der schwer bedrängten Stadt zu mildern bestrebt war.

Generalleutnant von Werder, welcher an Stelle des erkrankten Generals von Beyer mit dem Oberbefehl des deutschen Belagerungskorps betraut worden, war ein Offizier von dem echt preussischen Schnitt, welcher die ritterlichsten Gesinnungen mit dienstlicher Strenge verband und sich auf dem Paradeplatze wie auf dem Schlachtfelde bewährt hatte. Er hatte seine militärische Laufbahn bereits im 17. Jahre (1825) im preussischen Regiment Garde du Corps begonnen, trat jedoch schon im folgenden Jahre in das 1. Garderegiment zu Fuß über, wohnte nach verschiedenen Abkommandirungen zur Kriegsschule, zum Generalstab u. s. w. 1842

und 1843 dem Feldzuge der Russen im Kaukasus bei, wo er im Gefecht bei Resar verwundet wurde, rückte 1860 zum Generalmajor und Brigadefeldkommandeur auf und erhielt 1865 das Kommando der 3. Division. Diese Division führte er auch als Generalleutnant 1866 mit höchster Auszeichnung bei Gitschin und Königgrätz. Bei Beginn des Krieges von 1870 wurde Werder dem Stabe der dritten Armee zugetheilt, trat aber nach der Schlacht bei Wörth als General des Belagerungskorps von Straßburg seine eigentliche Aufgabe, die Bezwingung dieser Festung, an.

So lange die badische Division allein vor der Festung lag, konnte die Einschließung nur eine unvollkommene sein. Am 17. August trafen indessen schon preussische Hülfstruppen ein, nämlich die Garde-Landwehrrdivision (General von Voën) und die 1. Reserve-Landwehrrdivision (General von Treskow). General von Werder nahm sein Hauptquartier zu Mundolsheim an der Sessel, eine gute halbe Meile nördlich von Straßburg, wo auch der Großherzog von Baden weilte, dessen Anwesenheit im Hauptquartier belebend und ermuthigend auf die badischen Truppen wirkte.

Nachdem die Einschließung der Festung in ihrem ganzen Umfang vollendet war, beschloß General von Werder zunächst die Wirkung eines Bombardements zu erproben. Furchtbar dröhnte der Geschützdonner rund um die Festung, so daß er zehn Meilen weit im Umkreise zu hören war. Bald standen viele Häuser der Stadt in Flammen; das Feuer verbreitete sich mit wachsender Heftigkeit und hatte bald ganze Stadttheile ergriffen. Mehrere Pulvermagazine flogen in die Luft, die geängsteten Einwohner flüchteten in die Keller, andere suchten vergeblich, den Bränden Einhalt zu thun. Noch schauerlicher war das nächtliche Schauspiel. Immer größere Feuersbrünste gingen in Straßburg auf und verbreiteten sich über die ganze Stadt, so daß das Münster mit seinem hohen Thurme wie ein mächtiger Schiffsmast über dem wogenden Feuermeere zu schwanken schien.

Schwachmüthige Seelen riethen damals, daß man, um den Münsterthurm, den Prachtbau der Jahrhunderte, zu schonen, von der Beschickung Straßburgs Abstand nehmen möchte; aber andere entschlossene deutsche Männer, welche wohl wußten, daß für ein großes Ziel auch Opfer gebracht werden müßten, riefen getrost:

„Laßt fliegen Eure Ballen
Und richtet Euer Rohr,
In Trümmer mag er fallen,
Steigt Deutschland neu empor!“

Namentlich wüthete der Geschützkampf in der Nacht vom 23. zum 24. und vom 25. zum 26. August besonders heftig. Ein Straßburger schreibt darüber in seinem Tagebuch:

„Freitag, 26. August.

Das Bombardement hat gestern abend früher als die vorhergehenden Tage begonnen und hat erst gegen Morgen um 4 Uhr aufgehört. — Gestern abend um 1/2 11 Uhr hat unter dem Lärmen der Explosionen, unter dem Rischen und Pfeifen der Bomben, dem Geschrei der Verzweiflung ein noch düsterer Ton alles dieses Getöse übertönt, der Ruf: „Die Kathedrale brennt!“ Und dem war so! In diesem Augenblick war das ganze Gebäude in eine undurchdringliche Rauchwolke gehüllt. — Das Feuer hatte innerhalb das das Schiff bedeckende Gebälk ergriffen. Gegen Mitternacht hatten sich die Flammen einen Weg durch das Dach gebahnt und brachen mit einem male auf allen Seiten hervor, indem sie nach allen Richtungen einen finsternen Schein warfen und voller Wuth die Basis des Thurmes bedeckten, den sie indessen nicht bewältigten.“ — — —

Am anderen Morgen begegnet das Auge überall in der Stadt einer grauenhaften Zerstörung. Da standen und lagen ausgebrannte, zusammengestürzte Häuser, zerschossene Dächer, deren Mauerwerk, Ziegel- und Schieferstücke weit umher die Straßen bedeckten. Auch nicht ein Haus war verschont geblieben; es gab keine Straße, wo nicht eine Familie den Tod eines ihrer Mitglieder zu

beklagen hatte. Unererschütterter und fast unbeschädigt ragte allein das altehrwürdige Münster als Zeuge zum Himmel empor, als Zeuge, welcher die flammenden Leidenschaften der Menschen in diesem Kampfe überlebte. Unererschütterter blieb der muthige Trutz des Vertheidigers der Feste, des Eisenkopfes von Straßburg, unbeugsam auch der feste Wille des Angreifers, General von Werder, diesen Trutz zu brechen und die alte deutsche Reichsstadt — wie sein König und sein Volk von ihm erwarteten — dem Reiche wieder zuzuführen.

An den Mauern von Straßburg las man folgenden Anschlag:

Seit drei Tagen ist unsere Stadt auf das schrecklichste bombardirt worden.

Euer Heldemuth in dieser Stunde ist die Geduld. Es ist für Frankreich, daß Ihr duldet. Ganz Frankreich wird Euch für Euer Verluste entschädigen.

Wir machen uns dafür verantwortlich im Namen der Regierung, die wir vertreten.

Gegeben im Generalquartier, den 26. August 1870, um 1 Uhr nachmittags.

Der Divisionsgeneral, Oberkommandant

Uhrich.

General von Werder überzeugte sich indessen, daß mit dem Bombardement allein bei dem Charakter des Generals Uhrich, des Eisenkopfes, der gewünschte Erfolg nicht zu erreichen sei und entschloß sich zu dem langsamen, aber sicher zum Ziele führenden Wege einer förmlichen oder regelmäßigen Belagerung. Nachdem Werder die Nordwestecke der Befestigung von Straßburg, nämlich Bastion 12 an der Straße nach Weißenburg, als den vortheilhaftesten Angriffspunkt erkannt hatte, ließ er in der Nacht vom 29. zum 30. August auf 7—800 Schritt Entfernung von dem äußeren Grabenrande der Festung die erste Parallele (d. i. den ersten Schanzgraben gegen die Angriffsfront der Festung) eröffnen.

Nunmehr nahmen die Erdarbeiten, mittels deren der Belagerer sich gedeckt der Festung näherte, ihren regelmäßigen Fortgang. Je näher der Festung, desto gefährlicher wurden die Belagerungsarbeiten, nicht allein wegen der größeren Wirkung des Festungsgeschützes auf geringere Entfernung, sondern auch, weil es dem Feinde leichter wurde, die Arbeiten durch energische Ausfälle von der Festung aus zu stören.

Die Belagerungsarbeiten schritten vor und in demselben Verhältniß vermehrte die Artillerie ihre Batterien und verlegte dieselben weiter vorwärts, näher an die Festung. Am 9. September waren seitens des Belagerers 178 Geschütze in Thätigkeit und in der Nacht vom 11. zum 12. September wurde die dritte Parallele, welche am Fuße der Lunetten, (Halbmondschanzen) 52 und 53 entlang lief, ausgehoben. Die Arbeiten innerhalb des wirksamen Gewehrfeuers wurden immer gefahrvoller und blutiger. Nun war es Zeit, in das Mauerwerk des Hauptgrabens Bresche zu legen und den Weg zu öffnen, auf welchem die Sturmkolonnen den Wall ersteigen und in die Festung eindringen sollten.

Das Brescheschießen richtete sich vornehmlich gegen die bei dem Steinthore gelegenen Bastionen 11 und 12. Der Widerstand beschränkte sich lediglich auf nächtliches Feuern, welches jedoch allmählich schwächer wurde.

Am 28. September sollte der Sturm unternommen werden. Da — es war am 27. September nachmittags 5 Uhr — sah man plötzlich vom Münsterthurm und von den beiden Bastionen 11 und 12 weiße Fahnen wehen. Der Widerstand des Eisenkopfes war endlich gebrochen. Ein Parlamentär erschien im deutschen Hauptquartier und überbrachte von General Uhrich die Anzeige von der Uebergabe der Festung auf Gnade und Ungnade.

Der Kanonendonner, diese ewige, nervenabspannende Musik an die sich das Ohr im Laufe von sechs Wochen gewöhnt hatte, verstummte, die preussischen und badischen Regimentsmusikern er-

töntem und die Klänge alter, deutscher Volksweisen zogen um den Münsterthurm.

General Urich hatte mit anerkennenswerther Tapferkeit die Festung vertheidigt. Nachdem aber in die innere Mauer bei dem Steinthore eine über 10 Meter breite Bresche geschossen worden war, und Straßburg vielleicht am nächsten Morgen erstürmt werden konnte, sah er das Unnütze des ferneren Blutbergießens ein, er gedachte der vielen blutigen Opfer, welche ein Sturm fordern würde und kapitulirte. Nachts 2 Uhr wurde zu Königshofen die Uebergabeurkunde unterzeichnet, nach welcher 17 111 Mann, einschließlich der Nationalgarde, und 451 Offiziere die Waffen streckten und 1843 Pferde nebst vielem Kriegsmaterial in die Hände der Sieger fielen.

Die deutschen Banner sollen wehen
Von Straßburgs Wall ins Himmelblau;
Fortan soll Erwins Wunderbau
Auf deutscher Erde wieder stehen.
Ja, deutsches Land sei Elsaß wieder,
Und nur von der Vogesen Höh'n
Soll man beim Klange deutscher Lieder
Auf Frankreichs Boden niederseh'n!

Am 28. September morgens 6 Uhr besetzten deutsche Truppen die Thore und die Zitadelle. Einige Stunden später begann der Ausmarsch der französischen und der Einmarsch der deutschen Truppen. An der Spitze der letzteren befanden sich der General von Werder und der Großherzog von Baden, welche am Glaciswege halten blieben. Nun setzte sich auch der Zug der Franzosen von der Stadt in Bewegung, an der Spitze General Urich mit seinem Stabe. Langsamem Schrittes treten sie durch das Thor, begleitet von dem Maire von Straßburg, Herrn Kük. „Es mag für diese Männer ein bitterer Augenblick gewesen sein,“ sagt ein deutscher Augenzeuge dieses Zuges, ein preussischer Offizier, „es mag ihnen wohl vorgekommen sein wie mir selbst, daß der Mann im Zivil der letzte Maire und jener kleine leicht hinkende General der letzte französische Gouverneur von Straßburg war. Mit furchtbar ernstem Gesicht — es konnte nicht anders sein — schritten sie an meinem ersten Zuge, der Gewehr bei Fuß still stand, grüßend vorüber. Das ist also der so grimmig geschilderte Urich, er ist aber nicht der arge Wütherrich, für den er gehalten wurde. Neben Urich schritt der Admiral Exelmans, die eigentliche „Seele der Vertheidigung“.

Als von Werder das aus der ruhmvoll vertheidigten Festung abziehenden General Urich ansichtig wurde, sprang er vom Pferde, um ihm entgegenzueilen und ihn mit Ehrerbietung zu begrüßen — es war ein ergreifender Moment: — der Soldat den Soldaten, der glückliche Sieger den besiegten Heroen. Beide hatten ihre Pflicht als Krieger treu erfüllt, aber nicht beiden dankte das Vaterland auf gleiche Weise. General Urich begab sich nach der Kapitulation nach Tours, wo er mit Enthusiasmus empfangen und ihm der Posten eines Kriegsministers in der Regierung der National-Vertheidigung angetragen wurde. Da er aber denselben, seinem Ehrenwort getreu, ablehnte und sich als Privatmann nach Basel zurückzog, mußte der bis dahin als Muster eines Helden und Patrioten gefeierte Mann erfahren, daß man sich nicht scheute, auch ihn der Feigheit und des Verraths zu beschuldigen. Urich antwortete auf diese niedrigen Angriffe in einem an einen Verwandten gerichteten Schreiben, welches dann in einem Pariser Zeitungsblatte abgedruckt wurde. Es heißt darin:

„Durch Personen, die einen großen Mund haben, oder durch Leute angegriffen, welche ohne Ueberlegung einer ersten Regung nachgaben, wollte ich ruhig bleiben und warten, bis die Wahrheit von selbst an den Tag trat; doch das Wort „Verrath!“ hat es mir zur Pflicht gemacht, mit der ganzen Energie eines ehrlichen guten Gewissens zu protestiren. Ich überlasse eine Laufbahn von 52 militärischen Dienstjahren den umständlichsten Unter-

suchungen, eine Laufbahn, welche die Reden einiger schlecht unterrichteter oder übelwollender Personen nicht beslecken kann.“

Wöchte dem Andenken des schwer geprüften und bewährten tapferen Kriegers jetzt, an seinem hundertsten Geburtstage, die Genugthuung werden, daß sein Vaterland ihm die Gerechtigkeit widerfahren lasse, welche seine Gegner in Deutschland ihm nie versagten.

(Nachdruck verboten.)

Realistif.

Eine heitere Faschingsgeschichte.

Von Franz Kurz-Elsheim (Chemnitz).

„Betten?“ meinte Bodo trocken und sah seinen Freund Max mit listigem Augenzwinkern an. „Ich wiederhole Dir, um von vornherein alle Punkte festzulegen: Du magst Dich in ein Kostüm stecken, in welches Du willst — manchen andern möchtest Du über Deine wahre Natur täuschen; mich nicht. Dazu wirst Du nicht imstande sein. Und ich gehe noch weiter. Ich behaupte, ich werde auf dem Maskenfeste bei Sommerzienrath Barlow in einer Larve erscheinen, hinter der weder Du noch irgend ein anderer mich erkennen, oder nur mich vermuthen sollte. Na?“

Und Bodo von Benzing legte sich bequem zurück, streckte die langen Beine unter den marmornen Restaurationstisch und schob die Hände in die Hosentaschen. Und so wartete er auf die Antwort seines Kameraden.

„ne fidele Gesellschaft, die sich zeitweise im Café Continental zusammensand. Alles junge Leute von vornehmen Namen, mit recht viel Zeit und noch mehr Geld, das sie redlich dazu benutzten, die erstere todt zu schlagen. Heute hatte den Hauptgesprächsstoff der bevorstehende Kostümball bei Barlow abgegeben, der alljährlich eine der originellsten Faschingsfreuden darstellte. Daß man auch diesmal den Einladungen folgen werde, stand außer Zweifel. Und da wars, als Max von Dankhausen, der gerne ein wenig renommierte, die Behauptung aufstellte, er werde in einer derartig realistischen Maske erscheinen, daß keinem Menschen nur der Gedanke auftauchen könnte, ihn hinter dieser zu haben. Bodo hatte ihn ausgelacht und die Gegenbehauptung aufgestellt.

Also er lauerte auf Antwort auf seinen Wettvorschlag. Nun mischten sich auch die anderen Freunde in den Diskurs und Max sah ein, daß er wohl oder übel akzeptiren müsse, sollte er nicht für längere Zeit die Zielscheibe mehr oder minder boshafter Spötteleien abgeben.

„Also topp“, rief er über den Tisch hinüber. „Ich halte jede Wette.“

„Bon, mein Junge“, lachte Bodo und schüttelte derb die dargereichte Hand. Da werden wir Dich einmal gründlich einseifen Wenn's Dir recht ist, spendirt der Verlierer für die ganze Corona ein opulentes Seltfrühstück.“

„Selbstredend — einverstanden —“

„Halt, ich bin noch nicht fertig. Selt können wir ja schließlich uns alle Tage leisten, sintemalen und dieweilen wir recht vorsichtig in der Wahl unserer Eltern gewesen. Deshalb soll die Buße für den Verlierenden dadurch geschärft werden, daß er wohl selbst dem von ihm gegebenen Mahle anwohnen darf, aber während der ganzen Dauer desselben sich mit einfach geschmiertem Schwarzbrot und Seltwasser begnügen muß.“

Die Runde wickerte vor Vergnügen ob dieses Vorschlages. Nur Max versuchte, zu opponiren. Aber Bodo schnitt ihm jeden Einwand ab mit den Worten:

„Du bist doch so sicher, daß Du gewinnst. Also kann's Dir doch egal sein, wenn ich Seltwasser trinken muß.“

Na, und da that er denn so, als ob's ihm auch egal sei. Nur fügte er noch hinzu: „Jetzt sind wir doch wohl gegenseitig im Kriegsfalle —“

„Aber natürlich,“ bestätigte Bodo, „womit aber nicht gesagt sein soll, daß wir uns aus dem Wege gehen wollen, wie ein Student seinem Schneider.“

„Als ob ich deswegen gefragt hätte! Nein, ich will nur den Kriegsartikel heranziehen: „Im Kriege ist jede List erlaubt.“

„Anton!“

Bodo hatte seinen Kammerdiener gerufen, einen verschmizt aussehenden Burschen, der in einer halben Minute denn auch im Zimmer seines Herrn stand.

„Du kennst den Martin, den Diener des Herrn von Dankhausen.“

„Aberdings.“

„Schön. Hinter den steckst Du Dich und bringst heraus, in welcher Maske sein Herr und Gebieter auf dem Faschingsballe bei diesem Barlow erscheinen wird. Verstanden?“

„Sawohl.“

„Halt, noch eins. Und wenn er vielleicht das Gleiche mit Dir versuchen wird, so sagst Du ihm, Du hättest noch garnicht bemerkt, daß ich irgend welche Vorkehrungen dafür trafe.“

„Schön. Ich merke nichts.“

„Nein, das wirst Du nämlich in der That nicht. Und nun mach Deine Sache gut, sonst holt Dich der gesprengelte Ruckel.“

Und Anton machte seine Sache gut. Nach einer halben Woche konnte er seinem Herrn berichten, daß Herr von Dankhausen jedenfalls mit seinem Freunde Herrn von Lärchwitz den Ball als Vagabunden besuchen würden.

„Hm, hm. Wenn ich mir's nicht gedacht habe. Und damit denkt der Mensch mir zu imponiren. Warte nur. Na, und Martin, hat er Dich nicht auch ausfragen wollen?“

„Nicht die Spur,“ versicherte Anton.

„So'n Dämel,“ meinte Bodo darauf und griff in die rechte Westentasche. Anton kannte diesen Griff wohl und schmunzelte. Er hatte diesen schon längst den „Trinkgelbergriff“ getauft.

Elektrisirende Walzerklänge tönten durch den großen hell erleuchteten Saal des Barlowschen Hauses und mischten sich mit dem Stimmengewirre zu einem betäubenden und doch ständig reizvollen Zauber. Unter koketten Halbblenden blitzten neckische Augen, auf rofigen Lippen schwebte verführerisches Lächeln und weiße Schultern blendeten in dem Scheine des elektrischen Lichtes, das in den prächtigen Ohr- und Hals schmuckstücken stets neue Glanzherrlichkeiten weckte. Der Hausherr und seine Gemalin gefielen sich als hellenisches Ehepaar und waren entzückt von dem schönen Verlaufe, den das Fest bis jetzt genommen. Auf einmal ging ein Rauschen und Tuscheln durch die Kreise der Anwesenden. Am Saaleingang tauchten zwei Gestalten auf, zwei zerlumpte zerrissene Gesellen von solcher Echtheit, daß ihnen die Zunächststehenden unwillkürlich auswichen. Auch der Hausherr sah verdutzt zu. Derartige Masken hatten allerdings bisher nicht Zutritt in sein Haus genommen. Wer mag nur dahinter verborgen sein? Psui, nun zieht der eine sogar eine Schnaps-pulle aus der Rocktasche und kommt auf ihn zu und bietet sie ihm an. Nun, vielleicht bereitet sich da ein neuer Scherz vor. Also muß er dankbar annehmen. Jedenfalls wird sich der Inhalt der Flasche trinken lassen. So setzt er an und nimmt einen tiefen Schluck, um gleich darauf auch die Flasche mit allen Zeichen des Abscheus fallen zu lassen. Sie enthielt wirklichen Schnaps und dazu noch Fusel gewöhnlichster Sorte, der ihm den verwöhnten Gaumen übel verbrannte. Da fällt ihm eine Geschichte ein, die er einmal irgendwo gelesen. Hatte da irgend ein Opernsänger statt seiner einen wirklichen Vagabunden zu einem Lumpenball der besten Gesellschaft gesandt, um sich einen richtigen Zug zu machen. Wenn hier der Plan wiederholt würde. Doch das müssen doch die Garderobiere wissen, die niemanden ohne Ausweis vorlassen. Schnell erkundigt er sich. Ja, sie hatten ihren Ausweis. Aber ihnen sei es aufgefallen, daß sie

keine Garderobe, keinen Mantel, keine Gummischuhe, nichts abgegeben hätten. Das war wieder verdächtig. Aber was thun, was thun?

Der Hausherr war rathlos. Die beiden Stroemer zu bitten, ihm gegenüber ihr Infognito zu lüften, ging doch nicht gut an. Und bis zur Demaskirung ist's noch eine halbe Stunde. Wenn nur Bodo da wäre. Der junge Mann wußte in solch delikaten Zweifelsfällen immer Rath. Und nun mußte der gerade für heute abfragen.

Die Freude ist ihm schon halb verdorben. Sie wird ihm noch ganz vergällt, als sich ihm seine Nichte naht und ihm leise erzählt, ihr sei etwas Sonderbares geschehen. Eben habe sie mit dem einen Strolch getanzt, sie wisse nicht, was sie von ihm halten solle. Er sei zu echt. Ja, er habe sogar ein Landstraßen-Parfüm an sich. Und nun vermisse sie ihr werthvolles goldenes Armband —

„Nur Ruhe, mein Kind,“ meinte Barlow. „Nur Ruhe, daß keiner Argwohn schöpft. Ich werde die Polizei benachrichtigen und die beiden im Auge behalten. Wir mögen uns ja täuschen. Und möglich ist es ja auch, daß Du Dein Armband garnicht angelegt hast. So was kann passiren. Auf jeden Fall aber wollen wir uns vorsehen —“

Doch auch die anderen Festtheilnehmer waren von den seltsamen Gästen nicht sonderlich erbaut. Und keiner ahnte, daß man wirklich Max und seinen Freund Lärchwitz vor sich habe. Und Max amüsirte sich riesig. Den Erfolg seiner Maske hatte er garnicht erwartet. Welche Augen nachher wohl die Leute machen werden und gar des Kommerzienraths Nichte, wenn er ihr das stibizte Armband wieder giebt. Denn auch das hatte er fertig gebracht, auch das gehört zu seinen Kriegsklitten, um unter allen Umständen die Realistik seiner Rolle zum Siege zu führen. Mit Lärchwitz hatte er vorher alles genau besprochen. „Na, Bodochen,“ triumphirte er im Stillen. „Du bist diesmal derjenige, der Selterwasser zu trinken hat.“ Denn der wird nirgends auftauchen und ihm sagen: „Ich durchschaue Deinen Kummel.“ Dort drüben geht so ein langer Herr in einfachem Domino. Das scheint er zu sein. Ah, der Schlaue. Der denkt, unter der einfachen Maske erkennt man ihn am wenigsten. Aber er wird sich nicht täuschen lassen. Er, Max von Dankhausen, und sich foppen lassen.

Der Hausherr war heruntergerufen worden. Und draußen erschrak er im ersten Augenblick und freute sich doch. Denn drei Polizeibeamte standen da. Sie seien auf einer Razzia begriffen gewesen und hätten zwei Vagabunden, zwei von der Polizei langgesuchte Subjekte aufgestöbert, die aber geflohen und vor seinem Hause spurlos verschwunden seien. Er möge daher das Eindringen der Beamten verzeihen. Denn möglich ist ja heutzutage alles und so sei es nicht ausgeschlossen, daß —

Herr Barlow hatte mit wachsender Aufregung zugehört und unterbrach nun den härtigen Beamten:

„— daß die beiden Subjekte auf meinem Ball sind. Ich habe ihnen gleich nicht getraut. Und ich muß einen sogar im Verdacht haben, daß er meiner Nichte ein Armband gestohlen hat. Aber bitte, wenn Sie sie verhaften, vermeiden Sie jegliches Aufsehen —“

„Soweit es möglich ist, gerne — wie aber locken wir sie denn hierher?“

„Vielleicht fühlen sie sich so sicher, daß ein Wink meiner Nichte genügt.“

„Gut, wenn Sie glauben, können wir es ja versuchen.“

Max und sein Freund folgten auch ohne Arg. Wie sie aber verdutzt dreinschauten, als sie sich den Beamten gegenüber sahen und diese sie ohne weiteres als verhaftet erklärten!

„Wie können Sie zugeben, Herr Barlow,“ ereiferte sich Max und vergaß ganz auf seine Rolle, „daß man hier Ihre Gäste derart beleidigt. Mein Name bürgt für meine Unschuld.“

„Bebauere,“ zog sich Barlow achselzuckend aus der Affäre, „ich habe nicht das Vergnügen, Sie zu kennen. Aber Sie werden sich zu legitimiren und auch wohl von dem Verdachte zu reinigen wissen, meiner Nichte ein Armband entwendet zu haben —“

„Sawohl, mein Name ist Max von Dankhausen. Und das ist mein Freund von Barchwitz —“

Barlow fuhr zurück. Die beiden? Nicht möglich. Wenn sie also doch auf falscher Fährte seien?

„Und das Armband? He?“ drängte der Polizist.

„Hier ist's.“ Und dabei zog es Max aus der Tasche. „Hier. Ein Scherz war's. Und als solchen —“ nun wandte er sich zum Hausherrn — „werden zweifelsohne auch Sie ihn ansehen, wenn ich Ihnen nachher Verschiedenes erklärt habe.“

„Sawohl Scherz,“ fiel der Beamte wieder ein. „Das kennen wir. Faule Ausrede. Sie folgen uns beide zur Wache und Herr Barlow ist vielleicht so liebenswürdig, uns zu begleiten, um dort die Wahrheit der Aussagen zu prüfen. Eben weil ich unter allen Umständen Aufsehen vermeiden möchte —“

„Gerne, gerne —“ beeilte sich Barlow zu entgegnen. „Aber vielleicht läßt sich das auch in einem Privatzimmer abmachen.“

„Dagegen ist nichts einzuwenden. Also bitte. Und Ihr beide laßt Euch nur nicht einfallen, zu fliehen. Das Haus wird bewacht“

Verschiedenen Gästen war das plötzliche Verschwinden der Bagabunden doch aufgefallen. Und als ahnten sie etwas, drängten sie sich zur Thüre, um noch gerade zu sehen, wie die verdächtigen Rumpfe von drei Polizisten abgeführt wurden.

Barlow hatte das Zimmer wieder abgeschlossen. Und wuthbebend riß nun Max seinen Stoppelbart herunter und die kunstvoll aufgesetzte Perrücke und sein Freund that desgleichen.

„Wirklich Herr von Dankhausen —“ rief Barlow aus.

„Seh'n Sie nun, welchen Mißgriff Sie gemacht haben,“ schnauzte jetzt Max die Beamten an. „Aber ich werde mich beschweren, jawohl ich werde mich beschweren. Dieser Schritt soll Ihnen theuer zu stehen kommen.“

„Ach nein —“ sagte der Polizist da auf einmal mit ganz verändertem Tonfall. „Thu das nicht, denn es hätte doch keinen Zweck. Aber Du trinkst das Selterwasser.“

Und auch er riß sich Bart und Perrücke ab und Bodo stand da, während nun der Hausherr ein noch verblüffteres Gesicht aufsetzte, als bisher.

„Schau, mein lieber Junge, Du bist auf meinen Schwindel hereingefallen. Ich auf Deinen nicht im mindesten. Ich kenne doch meine Pappenheimer. — Und auch Ihnen, verehrter Gastgeber, werde ich nachher des näheren erzählen, daß ich Ihnen abschrieb, daß ich mich in das Kostüm steckte und mit meinen Freunden die Bagabundenszene auf die Spitze trieb, um eine Wette zu gewinnen.“

Max hat thatsächlich Selterwasser getrunken, während die andern auf seine Kosten schmausten. Bisher aber hat er keine Lust mehr gezeigt, mit Bodo zu wetten. Der ist ihm zu gefährlich.

(Nachdruck verboten.)

Räthselecke.

Reihencharade.

- 1 2 liegt in deutschem Kreise,
- 2 3 ist bestimmte Zeit.
- 3 4 heget Sehnsucht heiße,
- 4 5 Feind der Christenheit.
- 5 6 nennt ein Vorgebirge,
- 6 1 eine deutsche Stadt.
- 6 3 fehlt zumeist der Kirche,
- 1 4 zeitweil' jeder hat.

Bilderräthsel.



Homonym.

Klein wird's wenig nur beachtet,
Milder Fleiß zwar sammelt's gerne.
Groß wird staunend es betrachtet,
Weit hin schaut es in die Ferne.
Klein kann's auf der Vogel picken,
Groß trägt's Felsen auf dem Rücken.

Zahlenräthsel.

1 2 3 4 5 köstlich schmeckende Frucht.
5 3 1 2 4 von Mitgiftjägern gesucht.

Tauschräthsel.

Rind, Bonn, Rechen, Damm, Keim, Weste, Nudel,
Hamm, Kiel, Bier, Blei.

Aus jedem der vorstehenden Wörter ist durch Umtausch eines Buchstabens an beliebiger Stelle ein anderes bekanntes Hauptwort zu bilden, jedoch so, daß die neueingesetzten Buchstaben den Namen eines bekannten dramatischen Dichters ergeben.

Skataufgabe.

(a b c d die vier Farben; A Aß; K König; D Dame, Ober;
B Bube, Weibel, Unter; V M H die drei Spieler).
V, der Vorhandspieler, nimmt folgende Karten auf:
aB, b10, K, D, 9, 8, 7; cA, 10, K.



Er will darauf b-Handspiel machen. M reizt zunächst Wende-
spiel, dann Null, dann d-Handspiel. Als V auch dies hält, zögert M,
überlegt und steckt die Karten anders. Da ruft H ungeduldig: „Halte
Sie das Spiel nicht unnöthig auf! Ich hab' aufgedeckten Null!“ —
„Oho! den Spiel ich selber“ erklärt nun M, worauf aber V, der die
Situation sofort begriffen, auch dies hält und ein Spiel ansagt und ge-
winnt, das seine Karte und die durch das Reizen der andern gegebene
Situation voll ausnützt. Was spielte er? Wie war die Kartenvertheilung?

Auflösung des Umstellräthfels.

Berlin, Modena, Parma, London, Magdeburg, Wiesbaden,
Frankfurt, Chamonix. — B o r d e a u x.

Auflösung des Bilderräthfels.

Gedanken sind zollfrei.

Auflösung des Anagramms.

Trab — Bart.

Auflösung der Schachaufgabe.

(Bierzüger von Fr. Dubbe.)

W. Kb7, Tb2, g6, Sc2, c4, Ba3, h2. Schw. Kt3, Ba4, a5, g7.
1. Sc4—d6, Kf4; 2. Sd4, Ke5; 3. Se2. — 2., Ke3;
3. Se6. — 1., Ke2; 2. Se1, Kd1; 3. Tc2. — 2., Ke3;
3. Tg4. — 1., Kf2; 2. Se1. —

Richtige Lösungen gingen ein von: Erna Holz, Erna und Arno
Driwanowsky, Fritz Bekinna, Otto Dischdöwiz, Arno und Erna Rust,
Kurt u. Georg Schaffstädt, Kurt Schreiber, Martha u. Oskar Holubarz,
Oskar Fiedler, Helene Abraham, F. Bod, Karl Israelowicz, Willi Gähler,
Alfred Raab, Bruno Reiß, Rudolf Schellong, Alfred Gähler, Herbert
Dargel, Bromberg, Karl Fauselau, Gustav Mertens, Prinzenthal, Willi
Modrow, Anna u. Kurt Julius, Heinrich Jasial, Fritz Ott, Margarethe
u. Hans Töpffer, Erna Unger, Balduin Moldt, Willi Pötzorski, Fritz Timm,
Stanislaus Musielewicz, Bromberg, R. Wackerfuß, Carl Haase, Reinhold
Springer, Schlenfennau, Otto Groffe, Hans Fike, Willi Nolte, M. Stiehlau,
Hans Rühl, Konrad Grausch, Erwin Kofsch, Arndt, Theodor Borrmann,
Julius Kufe, Franz Groffe, Luise Burow, Foellmer, Hoffmann, Wilhelm
Seibe, Max Gelhorn, Bromberg.